

# Bern und Zürich

Autor(en): **Walther, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 39

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648522>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eingeschlagen hätte. Sie hat den Mann, sich doch nicht zu ver-  
sündigen. Hansseppli erwiderte jedoch mit erneutem Aufbrausen:

„Am Ende soll ich wohl dem Himmel noch danken, daß er mit seinen Wolkenbrüchen gewütet hat, wie es die Hölle nicht ärger hätte tun können! Ich war bis jetzt für alles dankbar und habe gebetet, wie nur einer kann. Aber zu was denn noch beten, wenn man nicht erhört wird? — Also! So will ich darauf verzichten, und damit basta!“

Da war nun vorläufig bei Hansseppli nichts zu machen, und es blieb dabei, bis seine Frau eines Tages drunten im Dorfe dem Pfarrer begegnete und dieser ihr und den Ihren noch sein Beileid über das Mißgeschick ausdrückte, dabei bemerkend:

„Nun hat der gute Hansseppli wohl so viel zu schaffen, daß er am Sonntag keine Zeit mehr findet, in die Kirche zu kommen? . . . Du mußt ihm aber sagen, daß er ob der Arbeit die Predigt nicht ganz vergessen solle, damit ihm im Unglück auch der Trost nicht fehle. Er hat sich ja sonst immer an das Weisheitswort: Bete und arbeite, gehalten.“

Hierauf wußte ihm aber Kätheli etwas ganz anderes zu erzählen, nämlich wie Hansseppli das Beten in seinem Haus und Heim ausdrücklich abgeschafft habe und ihm keiner mehr damit kommen dürfe.

Sehr erstaunt hörte der Pfarrer von diesen Dingen.

„Mh, mh“, machte er, schüttelte den Kopf und bemerkte dann nach einigem Nachdenken: „Da scheint mir zu meiner Verwunderung, daß Hansseppli wohl auch bisher nicht wahrhaft und richtig gebetet hat. Komm einen Augenblick auf meine Pfarrstube. Ich will dir etwas mitgeben für deinen Mann. Das, was ich in den Blättern rot angestrichen habe, soll er alle Tage vor dem Schlafengehen lesen, und wenn er damit fertig ist, will ich ihm neue Blätter schicken. Und dann will ich doch hoffen, daß sich Hansseppli bald eines Besseren besinne, schon am nächsten Sonntag wieder in die Kirche kommt und jedenfalls am Bettag unseres lieben Vaterlandes nicht fehlen wird . . .“

Und die Frau ging mit dem Pfarrer hinauf, und der gab ihr weiter nichts als einen Haufen Zeitungen aus der letzten Zeit, und in diesen waren allenthalben die großen Unglücksfälle, Erdbeben, Volksseuchen, riesige Wetterverwüstungen, Feuersbrünste, Schiffskatastrophen, Eisenbahn- und Flugunglücke, Volksunruhen und Arbeitslosigkeit mit rotem Stift angestrichen.

„Siehst du“, bemerkte der Pfarrer noch, „daraus soll Hansseppli ersehen, daß wir meist unser eigenes, verhältnismäßig kleines Unglück als zu groß zu betrachten gewohnt sind und dann für die wahrhaft großen, unglückseligen Geschehnisse viel zu wenig Mitgefühl haben, weil sie uns zu ferne liegen. Wer das nun erkennt, der wird wohl auch wieder das Danken und Beten lernen, in der Einsicht, daß das, was ihm an Schlimmen zuge-  
stoßen, oft ganz gering ist gegen das, was so viele Tausende, ja oft Millionen Menschen erleiden müssen.“

Die Frau nahm das Paket dankbar entgegen und verstand es auch dafür zu sorgen, daß Hansseppli oft in den Blättern las und auch mit ihr darüber zu sprechen begann.

Und siehe, eines Morgens, noch lange bevor die verwüsteten Felder und Äcker wieder hergestellt waren, sagte Hansseppli am Tiſche: „Wir wollen nun doch wieder beten! Ich weiß auch warum!“ Und er trug den Bitt- und Dankpruch selber mit deutlicher Stimme vor.

Von da an wurde beim Staldenbauer wieder gebetet, aber in einem anderen Sinne als vorher. Und am Eidgenössischen Bettag war er mit den Seinen wieder einer der ersten in der Kirche und nach der Predigt drückte er dem Pfarrer die Hand und sagte:

„Ja, ja, ich weiß nun, daß man dem Himmel trotz allem dankbar sein muß, wenn man nur gesund ist, arbeiten und fortbestehen kann.“

Seitdem sieht Hansseppli wieder zuversichtlicher in die Welt und hält weitherziger als vorher an dem Spruche fest: **B e t e n**  
**u n d a r b e i t e n !** B. F.

## Bern und Zürich

Keine Angst, lieber Leser, es handelt sich weder darum, Zürich als Bundesstadt auszurufen, noch um die Verlegung von Bundesämtern nach dorthin. Auch wo der Bund (un)geschiedener Gemänner seinen Krongreß abhalten will, steht nicht zur Diskussion. Vielmehr geht es um die ganz simple Frage: „Wo gefällt es dir besser, welche Stadt ist schöner — Zürich oder Bern?“ Sie, lieber Berner-Leser, werden natürlich, ohne sich zu besinnen, ausrufen: „Selbstverständlich Bern!“ Und wenn Sie mich fragen, so ganz im Vertrauen, werde ich Ihnen ins Ohr flüstern: „Ganz Ihrer Meinung, verehrter Freund!“ — Aber stellen Sie sich vor, zu welcher Gewissensangelegenheit sich die Beantwortung obiger Fragen für mich wandeln kann, wenn Sie mir, einem Zürcher, in den „Mauern“ der Stadt an der Limmath selber gestellt wird (und sie wurde gestellt!). Dabei möchte ich mich winden wie ich wollte, und mich drehen wie ein geteilter Regenwurm, antworten mußte ich! So fing ich denn an zu vergleichen Bern contra Zürich. Beim Bahnhof fing ich an. Der eine groß, hell und geräumig, der andere etwas dunkel und eng und zum Umbau reif. Aber wie wenn es nur auf den Bahnhof ankäme! So spazierte ich langsam die Hauptstraßen ab. Spitalgasse, Marktgasse — Bahnhofstraße, Paradeplatz, See. Hier die gemütlichen Laubengänge, der geschäftliche Mittelpunkt der Bundesstadt, auf der Straßenmitte die prächtigen Brunnen, überkattete von den weit vorspringenden Dächern der alten Häuser — und dort der laute Verkehr einer Großstadt, mit

mächtigen Warenhäusern, grellen Reklamen, alles mit einer etwas unpersönlichen Note. Nur etwas abseits davon auf dem grünen Rasen blickt bescheiden Vater Pestalozzi von seinem Sodel herunter. Dann und wann aber, wenn vorn am See beim Bürkliplatz Gemüsemarkt ist, scheint das Bild der Großstadt ein klein wenig verschwunden. — Vom Häusermeer am Zürichberg blickt wuchtig und stolz die Universität, aber vor meinen Augen schwebt eine andere, die, verdeckt durch grüne Bäume, von erhöhtem Sitze aus zu einem Münster und einem Gebäude mit riesiger Kuppel grüßt. Hier das Münster, das in seiner Art ebensogut in das mittelalterliche Stadtbild Berns paßt, wie dort das Großmünster mit seinen Türmen in der geraden Linienführung zur modernen Stadt am glitzernden See gehört. Hier auf Schritt und Tritt Ruhe und Beschaulichkeit im Bildnis der Stadt, so findet man dies dort höchstens noch hinter dem St. Peter auf dem Lindenhof. — Zwei schöne Schweizerstädte, jede herrlich in ihrer Art, zwei Repräsentantenstädte unseres Landes, die eine als Großstadt mit Industrie, glänzenden Hotels und internationalem Verkehr — die andere schlicht und einfach, etwas steifer, konventioneller vielleicht als Bundesstadt der Eidgenossenschaft, mit engen Gassen, uralten Zeugen einer großen Vergangenheit, umponnen von hundert Sagen. Eine stolze Stadt, aber auch eine heimelige Stadt auf ihrem Felsenkern, umflossen vom ewigen Wellenspiel der Aare. Hans Waltherr, jun.